

In freier Stunde

Die nächste trifft ins Herz

Roman von Roland Marwit

(10. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz: Knorr u. Hirth, G. m. b. H., München

Auch Renate Gernot wird keinen andern Weg wissen als den zum Tode oder . . . Ja, sie ist frei! Nun ist sie frei! Nun wäre alles sehr einfach, ach so einfach, daß es nicht gehen wird. Etwas ist zersprungen. Sie hat Erwin Gernot gerufen, aber Erwin Gernot kann nicht kommen, der Tod war schneller als er, schneller als die Maschine, die auf sein Drängen gechartert wurde, denn nie hatte es zuvor anders geheissen, als daß die Rückreise mit dem Schiff gemacht werden sollte. Sogar den Namen des Schiffes hatte man gewußt . . .

Auf der Leeseite spielen die Passagiere fröhliche Spiele, Decktennis und Shuffleboard. Es geht sehr lustig zu. Noch scheint niemand zu wissen, daß die Flugmaschine . . . Doch sie wissen es alle. Einige sprechen sogar davon. Natürlich, es ist ein entsetzliches Unglück, aber zum andern ist es auch kein Vergnügen, bei diesen Kaffeepreisen auf dem Weltmarkt Pflanzler zu sein, und diese Sorge sind die armen Kerle jetzt wahrlich los. Jemand rüspert sich. Das Gespräch verstummt. Immer, wenn Wolf Ulrichs über Deck geht, geschieht es, daß der erste, der ihn erblickt, sich rüspert oder einen Hustenanfall bekommt; tritt Wolf näher, so wird er höflich begrüßt, man fragt nach dem Wohlergehen, und ob er nicht auch fände, daß es endlich an der Zeit wäre, daß der Küchenchef mal etwas anderes als Grapefruits, Apfelsinen und Pflaumen zur Frühstücksvorpeise servieren ließe.

„Selbstverständlich, meine Herren, verlangen wir ab morgen Zitronen und Kokosnüsse!“

Sie lachen. Wahrscheinlich soll das ein Witz sein, so ist es auf alle Fälle besser, zu lachen. Der kleine Dicke, dessen Augen wie zwei blanke Knöpfe in Speckmulden sitzen, kann nur sehr gezwungen lachen. Das Räuspern eben gelang ihm besser.

Wolf Ulrichs schlendert weiter, aber der Wind trägt ihm ein paar Wortfetzen zu. „Witwentröster!“ hört der kleine Herr, und es wäre jetzt der rechte Augenblick, den Dicken mit dem Säuglingschädel zu stellen.

Nein. Weiter. Es hat keinen Sinn mehr, der ganzen Welt das „Go on“ zuzurufen. Und zudem ist es falsch, was die Qualle da quakt. Kleiner Irrtum, mein Herr. Ihr Klatsch funktioniert ja sonst ausgezeichnet, er meldet im voraus, was erst viel später eintrifft, aber diesmal sind Sie nicht im Bilde. Renate Gernot wartet nicht mehr auf Wolf Ulrichs, und Gloria

ist keine Witwe. Noch lebt Captain Wett auf seiner höllenheißen Station zwischen Niggern, Whiskyflaschen und Chinintabletten.

Daran braucht hier niemand zu denken, so wenig wie an die Kameraden, die irgendwo zerschmetterten und verbrannten.

Decktennis, Shuffleboard. Jetzt ist auch das Schwimmbad wieder da. Ein kleines Bassin nur, aufgeschlagen aus Segelleinen, und doch sehr geeignet, die neuesten Badeanzüge zur Schau zu stellen.

„Guten Morgen, Wolf!“

„Guten Morgen, Gloria!“

Sie kraucht mit einem Stoß zurück, kommt tiefend und lachend zu ihm. Oh, wie schön sie ist! Dianenhaft schlank und nun, zum erstenmal, nicht größer als er.

Sie streift den Bademantel über und greift nach Spiegel und Lippenstift, dann fehlt nur noch die Zigarette.

„Ich habe auf dich gewartet, Wolf. Es ist gut, daß du kommst.“

„Ich bin nicht gekommen, ich bin nur da, Gloria.“

Gloria Scott streckt sich in den Liegestuhl, sie bläht den Zigarettenrauch durch die Nasenflügel, und es ist doch besser, englisch zu sprechen. Was heißt das, ich bin nicht gekommen, ich bin nur da?! — Diese Sprache ist seltsam, und seltsam ist dieser junge Herr. Ob er es schon weiß? Natürlich weiß er es. Alle wissen es ja und irgendwer hat gesagt, daß das Ganze eine gute Lösung wäre für Mrs. Gernot.

Gloria macht einen letzten Zug, wirft die Zigarette über Bord, und es schadet nichts, daß sich der Bademantel öffnet.

„Du mußt jetzt wählen, Wolf!“ Sie sagt das ganz leise, sehr ernst und sehr zärtlich, aber Wolf Ulrichs scheint sie kaum zu beachten. Er hat die Lider geschlossen.

„Ich habe gewählt.“

Gloria Scott legt ihre kühle Hand auf seine Stirn. Wie wundervoll ist das, wie erlösend.

„Es gibt nur noch dich, Gloria!“

Gloria lächelt. Wolf Ulrichs sieht dies Lächeln nicht, er hat noch immer die Augen geschlossen. Man sollte diese Augen küssen und auch den harten, müden Mund, aber es könnte sein, daß irgendwer herblickt, und zudem gibt es dann neue Arbeit mit Spiegel und Lippenstift. Die Schminke ist sehr weich unter dieser

1160

111

CZASOP.

1937-1938



brennenden Sonne, erst nach Genua wird das besser. In vier Tagen wird die „Mombasa“ dort sein.

Dr. Körner hatte recht. Die Namen der Toten sind schnell festgestellt worden. Noch am Abend läuft der Funkspruch ein, dessen Inhalt man vorher wußte. Jetzt aber liest man es schwarz auf weiß, daß es gelungen wäre, die Leichen zu identifizieren, bis auf eine.

Chefpilot Roberts, Bordsunker Brown, die deutschen Pflanzler Schmidt und Freytag. Der Name Erwin Gernot fehlt. — Gut, mag er fehlen. Amtliche Berichte dürfen nur einwandfreie Meldungen enthalten. Dennoch weiß es ja jeder an Bord, daß er es war, der die Maschine für den Rückflug gechartert hatte. Viele glauben sogar, den genauen Grund zu kennen, es soll ein Telegramm seiner Frau gewesen sein, das diesen schnellen Ausbruch veranlaßte.

Dennoch will das Gerücht nicht verstummen, daß Erwin Gernot gar nicht an Bord der Maschine gewesen sei. Es kommt von irgendwoher, dies unmögliche Gerücht, und der Herr mit den blanken Knopfaugen verzichtet zwischen Salm in zerlassener Butter und gebratener Poularde, daß Sir Hassan Ahmed el Wasry, der erst in Port Said an Bord kam, genaue Auskunft geben könne.

Gloria Scott lächelt höflich, der Mann mit den Knopfaugen ist zu einflußreich, um seine Bemerkung mit einem Niggelzuden abtun zu dürfen.

„Diese Nigger erzählen viel,“ sagt sie freundlich, und ihr Blick befiehlt zugleich dem Steward, Wolf Ulrichs noch einmal zu servieren. Der junge Mann aber scheint keinerlei Interesse für das zarte, weiße Fleisch zu haben, das ihm auf silberner Platte gereicht wird.

„Sir Wasry ist Ägypter, Gloria, und kein Schwarzer,“ er sagt das lauter, als es nötig wäre, desto leiser ist Glorias Antwort.

„Ich weiß, daß ihr da noch Unterschiede kennt, ihr gründlichen Gelehrten, Unterschiede, die wir nicht verstehen. Er ist ‚coloured‘, und ich kann es mir nicht erlauben, auf die Schattierung der Hautfarbe zu achten. Es ist schlimm genug, daß man mit ihm an einem Tische sitzen muß.“

Das ist eine kleine Uebertreibung Glorias. Sie sitzt keineswegs an einem Tische mit diesem dunkelhäutigen Mann, der in London von jedem Minister empfangen wird und der mit einem bekannten Monarchen in einer Loge gesehen ward. Das aber ist Politik. Politik ist Sache der Männer, Gloria Scott sieht nur einen Nigger, der hier unbegreiflicherweise geduldet wird. Zudem hat sie kein Interesse daran, daß dieser Farbige Dinge erzählt, die den Tod Erwin Gernots bezweifeln lassen könnten.

Es ist gut, daß jetzt das Eis gebracht wird, Eis-Mikado, und daß die Musik natürlich die „Butterfly“ spielt, und die Damen die kleinen, zierlichen japanischen Sonnenschirme und Fächer aus Bambustäbchen und Seidenpapier, die in den silbernen Eischalen stecken, hervorziehen und sich Kühlung fächeln, trotzdem die Ventilatoren jurren, und es jetzt überhaupt nicht mehr so schlimm ist mit der sengenden Glut. Endlich hat man etwas Besseres zu tun, als von dem leidigen Unglück zu sprechen, das doch nun einmal geschehen ist, und das kein Mensch ändern kann.

Nur der kleine Herr lächelt nicht, er denkt an eine Bleikugel, die man in die hellblaue Watte eines Juwelierschächtelchens bettete, die Kugel von Tanga, und er denkt an den Mann, der sie erhielt und der einmal, vielleicht vor hundert Jahren, ihm zurief: „Sei gut zu ihr!“ Sei gut zu ihr!

Natürlich nimmt er den kühlen Arm Glorias, als

sie hinaufgehen an Deck, wo bunte Lampions brennen und der Lautsprecher die Bordmusik vermittelt. Leise klingt diese wiegende Melodie, leise schlingert die „Mombasa“. Dies Wiegen des Schiffes nimmt dem Tanz jede Schwere. Die Paare gleiten schattenhaft vorüber, geflüsterte Worte, gedämpftes Frauenlachen und neben glitzerndem Schmuck die kleinen Schirmchen und Fächer aus Seidenpapier, die man ins Haar steckte oder an die Brust, wie einen fremden, exotischen Orden.

„Zwei Stunden nach dem Abflug von Kairo aus bisher unbekanntem Ursachen abgestürzt . . .“

„Die Namen der toten Passagiere konnten bis zur Stunde . . .“

Doch! Jetzt weiß man sie! Dr. Körner hat recht behalten. Wahrlich, dazu gehörte keine Prophetie.

Sei gut zu ihr! Sei gut zu ihr!

Natürlich muß Gloria annehmen, wenn der dicke Herr mit den Knopfaugen und dem gigantischen Säuglingschädel den nächsten Tanz erbittet . . . Ein paar Sekunden noch folgt Wolf Ulrichs' Blick dem ungleichen Paar, das doch keineswegs lächerlich wirkt. Der Dicke tanzt ausgezeichnet. Lächerlich ist man immer nur selbst, die andern beherrschen das Leben und die Liebe, wie sie die Schritte dieser exotischen Tänze beherrschen, nur um den Tod schleichen sie herum. Der Tod ist nichts für hüpfende Fleischklöße und nichts für schöne Kinder wie Gloria. Da wissen wir besser Bescheid. Erwin Gernot wußte um ihn, und auch Renate wird ihn nicht fürchten, so wenig wie John Duester, der an der Küste und der Bar hängenblieb, weil er viel zu viel Geld verdiente, und der so herzlich lacht wie nur ein Mann lachen kann, der um jeden Ernst des Lebens weiß.

Wolf Ulrichs schlendert das Promenadendeck entlang, bis es dunkel wird, bis die Lampions nur noch einen leisen Schimmer senden, der sich in den Wellen widerspiegelt. Jrgendwo im Schatten eines Rettungsboots hört er zärtliches Geflüster. Er geht schnell vorbei und klimmt eine schmale Treppe empor. Ein rotes Lämpchen glüht dort, und ein Pfeil weist zur Funkstation.

Natürlich muß er Renate telegraphieren, ein paar Worte, ein Zeichen. Sei gut zu ihr! Aber es ist noch keine zwölf Stunden her, daß er der schönsten Frau an Bord sagte: „Ich habe gewählt.“

Gut, lassen wir dies sinnlose Beileidstelegramm, tanzen wir mit Gloria Scott, und trinken wir Sekt, den John Duester bezahlen muß!

Wolf Ulrichs will sich eben zurückwenden, zur Treppe, als die Tür der Funkstation aufgerissen wird und ein greller Lichtschein ihn blendet.

„So treten Sie doch bitte ein, mein Herr! Haben Sie nicht gesehen, daß ich Ihnen durch die Scheibe zuwinkte?“

Nein, Wolf Ulrichs hat das nicht gesehen. Es ist ja auch gar nicht so eilig, es hat gut Zeit bis morgen. Dennoch steht er nun in dem kleinen Raum am Tisch des Ersten Funkoffiziers, während der Zweite, der die Kopfhörer umhat und beständig schreibt, kaum aufblickt. Es ist wunderbar, diese ernsten, gespannten Männergesichter zu sehen. Es ist herrlich, zu wissen, daß es noch anderes gibt als Schmachtmelodien, Bonbonbeleuchtung, Schwächer und Geschmeiß.

„Ich heiße Ulrichs.“

Der große Mann, der gebückt vor seinem Tische stehen muß, blickt auf, er nennt seinen Namen, er sagt, daß er Erler heiße, aber das kommt ein wenig stotternd, fern der korrekten Sicherheit, die die Offiziere im Verkehr mit den Passagieren besitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bauernwort

Erzählung von Wilhelm Lennemann.

Bei dem Oberpräsidenten von Westfalen, dem Freiherrn von Vinde, weilte einst ein baltischer Graf zu Besuch. Das war ein gar feudaler Herr, der den Bauer geringer achtete als das Vieh im Stalle und das Wild in den Wäldern. Der vollstimmliche und bäuerliche Freiherr kam darob des öfteren hart mit ihm aneinander.

„Wenn sie einmal westfälische Bauernart kennenlernen“, sagte er, „so würden sie sich beugen vor ihrer Kraft, ihrem Stolze und ihrer Würde!“

„Auf das Wunder bin ich gespannt!“ lachte der Balte überlegen.

Der Freiherr war kein Freund vieler Worte; an einem der nächsten Tage aber mußte er es einzurichten, daß ihr ziemlich ausgedehnter Morgenspaziergang vor einem großen Bauerngehöft endete, das in einem Kranze vieler wetterstarker Eichen lag.

„Mit dem Bauer hätte ich etwas zu bereden“, meinte der Freiherr und trat durch das Tor in den Hof, an dessen Rückseite sich die massige und langgestreckte Bauernburg erhob.

Wohl oder übel mußte der Balte ihm folgen.

In dem Balten über der großen Dieleentür standen wie mit dem Beil die Worte eingehauen:

Die Welt vergehet — dies Haus bestehet!

Der Freiherr wies darauf; der Balte lächelte und murmelte etwas von bäuerlicher Anmaßung.

Aus der Tür kam ihnen der Bauer entgegen, weißhaarig, aber noch hoch, stämmig und bolzengerade. Der Freiherr grüßte ihn und stellte seinen Gast vor. Der Bauer reichte ihm die Hand, als sei er seinesgleichen und bat die beiden in sein Haus. Sie traten in die Diele, die sich hoch und weit wie eine Kirchenhalle reckte. Als der Graf dann aber über die prächtigen und wohlgepflegten Tiere hinschaute, die links und rechts aus ihren Ständen auf die Diele schauten und sein rechnender Verstand allsogleich die dazugehörigen Acker und Weiden ausmaß, verging ihm sein hochmütiges Lächeln, und eine Anerkennung und Bewunderung kam ihm auf; ja, er trat an eines der jungen Fohlen, besühlte und bemusterte es, sagte aber kein Wort. Der Freiherr besprach indes mit dem Bauer seine Sache.

Als der Balte dann nachdenklich aufschaute, waren die beiden schon ins Flett gegangen, wo die Bäuerin allsogleich auftrug: Pumpernickel und Schinken und Wurst und Eier und dazu einen selbstbereiteten Wacholder.

„Nicht scheneert“, munterte der Bauer auf; und der Freiherr setzte sich auch gleich dazu, als habe er mit diesem Frühstück gerechnet. Auch dem Balten mundete die kräftige und reichliche Kost nach dem angestrengten Marsch wohl. Und der Bauer saß dabei, trank auch ein Glas oder zwei und schob zwischendurch seinen Gästen Fleisch und Brot gemessen zu.

Wie dann das Gespräch so lief, ging auch der Balte aus seiner vornehmen Zurückhaltung heraus und fragte nach diesem und jenem, nach Acker und Feld und Frucht und Vieh. Und der Bauer gab Bescheid und übertrieb nicht. Da kam dem Balten doch ein Staunen an, und er meinte anerkennend, da sei manch Edler in seiner Heimat, der nicht einen solchen Besitz sein eigen nenne.

Und der Westfale, aus einem inneren Lächeln heraus: „Da ist er eben kein Bauer!“

„Oho!“ beehrte der Graf auf, meisterte sich aber gleich und pflichtete spöttisch bei: „Sie haben recht, das sind Edelleute und keine Bauern!“

Der Bauer hörte den Spott wohl, schob ihn aber wie ein Nichts beiseite: „Es gibt nur Bauern und Knechte, wie sie sich sonst noch nennen, ist gleichgültig!“

„Zum Beispiel?“ fragte er listig.

„Zum Beispiel hier unser lieber Oberpräsident in seinem blauen Kittel, der ist ein Bauer, ein echter, respektabler Bauer, unser erster Bauer im Lande!“

Der also Besobte lachte herzlich ob dieser Beweisführung.

„Und Name, Stand und Herkunft gelten Ihnen nichts? Darf ich wissen wie alt Sie sind?“

Der Bauer verstand nicht sogleich: „Ich gehe ins 74. Jahr.“

„So meinte ich es nicht“, wies der Balte die Antwort zurück, „das Alter ist eine Gnade des Herrgotts, auf die wir nicht stolz sein dürfen. Da sie mit dem Besitz so eng verbunden sind, wollte ich wissen, wie alt dieser Hof sei.“

„Der ist so alt wie Geschlecht und Name!“ kam es selbstbewußt.

„Nun wären wir der Kernfrage ganz nahe: Also wie alt ist Ihr Geschlecht?“ Diese Frage meinte der geschlechterstolze Graf, müsse dem Bauern doch wohl seinen Dünkel dämpfen.

Über da stand der Bauer auf, ganz groß und würdevoll: „Mein Geschlecht kam aus der Ewigkeit und geht in die Ewigkeit; es ist älter als alle Königreiche!“

Blieb stehen und gab damit zu erkennen, daß jede weitere Frage unnütz sei.

Der Oberpräsident war seinem Bauer und der Lehrstunde wohl zufrieden. Er griff nach seinem Eichenstock.

Der Bauer geleitete seine Gäste bis an das Hofstor; da entließ er sie dann mit einem kräftigen Händedruck: „Gut gohn!“ sagte er und nichts weiter.

Der baltische Graf schritt still und besinnlich dahin. Der Freiherr störte ihn nicht in seiner Nachdenklichkeit. An der nächsten Begehung blieb der hochadelige Herr stehen, wandte sich und sah noch einmal über den Hof hin. Das Wunder dieser westfälischen Bauern begann langsam in ihm aufzublühen. Er sah dann seinen Begleiter an, verschluckte einen vielleicht ärgerlichen Vorderatz seiner Meinung und sagte nur: „... aber ein ganzer Kerl ist's doch!“

„Nicht wahr“, freute sich der Oberpräsident, „ein Bauer ist's und könnte ein König sein!“

Der Regenschauer

Von Alfred Petto.

Herr Nikolaus Neuroth entstieg an diesem Morgen kurz vor acht Uhr der Straßenbahn, wie jeden und alle Morgen, und steuerte quer über den Hauptmarkt auf eine der Seitenstraßen zu, die zum Amtsgebäude führte. Da aber brach unversehens ein Regenschauer vom Himmel, einer jener Nachzügler aus gewitterschwüler Nacht, die erst in der Frühe zur Entladung kommen. Er wollte seinen lieben, alten, treuen Schirm, der ihn allerwärts begleitete, aufspannen, aber da vernahm er ihn, zum erstenmal in seinem behüteten Leben; er hatte ihn gewiß in der Straßenbahn stehen lassen. Was tun? Er lief mit seinen kurzen, energischen Beinen in eine der Haustüren und wartete mißmutig das Ende ab.

Der Markt war auf einen Schlag leer von Menschen. Sie hatten sich mit unruhigen, spähenden Köpfen in den Türen und Toreinfahrten und unter dem dichten Laubschirm einer Ulme; vor einer Wirtschaft stand ein armseliger Gaul, an dem der Regen in kleinen Bächen niederrann. Die Turmuhr hatte längst acht geschlagen. Neuroth stand zwischen ein paar Gymnasisten, die sich an dieser unerhofften Verzögerung freuten. Er geduldete sich eine Weile, dann aber lief er, getrieben von einer kribbelnden Ungeduld, eine Tür weiter. Zwischen dieser Türe und dem Amtsgebäude gab es nur noch zwei Häuser, anschließend zog sich ein etwa dreihundert Meter langer, unbehauter Straßenzug hin, kein Haus, kein Baum, nicht einmal eine schützende Mauer. Der Regen fiel und warf Ringel um Ringel in die gelben Pfützen am Weg. Neuroth blidte mit einem Seufzer gen Himmel, ob er sich nicht bald der armen Kreatur erbarme, dann auf seine Uhr: zehn Minuten nach acht!

Fünfzehn ... siebzehn ... zwanzig nach acht ... Eine Ewigkeit vertropfte.

„Na!“ sagte er. „Verflucht!“ und stieß mit dem Fuße auf.

Er wartete noch fünf Minuten, zitternd vor Ungeduld, dann schlug er mit einer heftigen Bewegung den Rockragen hoch und stürzte in den rauschenden Regen, der nun unheilvoll und ohne Erbarmen aus allen Schleißen goß. Unterwegs hielt er noch einmal inne, sah hinter sich, sah vor sich mit einem verzweifeltsten Blicke und geballten Fäusten, warf den Kopf zu-

Lenne

Eine Kindererzählung, die beinahe keine ist.

Von Martha K u z n e r.

rück und rannte, ein zorngehefter Mensch, über die triefende Straße weiter, mitten hinein in eine Wand von Regen. Die Leute sahen es und lachten hinter ihm her.

Er lief, lief mit offenem Mund und schaukelnden Armen. Er spürte, wie der Regen auf seine Lusterjacke trommelte und in seinen Rodauschnitt drang; die leichten Beinkleider fraßen sich voll Nässe und pappten gegen seine Schenkel. Von seinem Hutrand troff ein Wasserstrahl und schlug ihm gegen die dunstbeschlagene Brille. Bald fühlte er die Feuchtigkeit auf der Haut, über den ganzen schweißenden Körper hin, und da erlöste ihn eine jähe Angst; er lief, patschte durch Pfützen, während er sinnlose Worte der Wut heraussprudelte. Keuchend und bebend am ganzen Leib erreichte er seine Amtsstube.

Die Tische und Stühle waren noch leer, kein Mensch war da, der ihm jetzt hätte behilflich sein können; so stand er in der ungeheizten Stube, allein, mit schlotternden Knien und schnaufendem Atem. Um ihn her am Boden sammelte sich eine Wasserlache, aus seinen Kleidern strömte ein schwüler, saurer Geruch von Schweiß und Regen.

„O Gott!“ stöhnte er und legte die Hand auf sein Herz; denn nun übermannte ihn eine plötzliche Schwäche, als sei er durch eine Gefahr getaumelt, und während er darauf zum Kleiderspindel hintorkelt, um den Bürostock herauszuholen und gegen den nassen auszuwechseln, wurden ihm mit einmal, wie er deutlich spürte, Arme und Beine schwer, zentnerschwer und steif, und es lief ihm eisigkalt von den Schultern herab bis zu den Hüften; es griff ihn an, hart und kalt, wie die Hand des Todes. Er wandte zum Spiegel, sah sein überglühendes Gesicht, die glasigen Augen, den offenen Mund.

„Fieber . . . das ist das Ende!“ stammelte er erschauernd.

Es war gut, daß ihn niemand so sah, daß keiner der Angestellten im Zimmer war, wie er sich jetzt auf seinen Schemel niederhockte, wie ein furchtames Kind, und wie er jetzt ganz hilflos zu weinen begann.

„Nun . . . endlich hast du mich gefunden!“ sagte er klagend.

„Du hast mich lange geschont!“

Er barg den Kopf in beide Hände, duckte sich, schloß die Augen und harrete, daß das Schicksal ihn schlage.

Fünfzig Jahre Leben, nahezu dreißig Jahre Arbeit . . . punkt acht . . . punkt eins . . . punkt drei . . . punkt sechs . . . Dreißig Jahre Arbeit im ewig gleichen Pendelschlag der Gewöhnung und Pflicht. Papier . . . Zahlen . . . Akten und Kalendar. Ein Leben der Arbeit, wohl, aber der Arbeit für sich selbst, seine eigene Behütung und Verärtelung, durch keinen Schmerz verwundet, mit keiner Liebe erfüllt, ein vom Schicksal vergriffenes verachtetes Leben: Nikolaus Neuroth, seines Zeichens Amtssekretär, siebenundfünfzig Jahre alt, ledigen Standes, nicht vorbestraft. Stets satt und gesund, stets ein Dach über sich und Brot im Kasten, nicht einmal die bittere Süßigkeit eines Schmerzes austofsen dürfend; ein am Leben vorbeigeschobenes Leben, vom Schicksal unverleht gelassen, wie oft wie durch ein Wunder ein einziger Baum oder ein Gottesbild unverleht bleibt in der Vernichtung des Schlachtfeldes.

Das Leben verhässelt nicht jeden so, das hatte er täglich erfahren können. Die Witwen und Invaliden, die Verlassenen und Bankrotteure, die seit Jahr und Tag in seine Amtsstube kamen, Rat und Hilfe bei ihm suchten, sie hatten Flüche und Tränen und Narben, waren niedergeschlagen worden, hatten sich wieder aufgerichtet, hatten sich immer und immer wieder aufgerafft, hatten aufgebaut, was niedergefallen war, hart geworden, stark und geduldig im Kampf und in der Hoffnung des Lebens.

„Schlag mich doppelt!“ flüsterte er, „warum schlugst du mich nicht eher? . . . Du treibst deinen Spott mit mir, du machtest mich feige und schwach und ungeduldig . . . Nun vernichtest du mich mit einem Regenschauer!“

Später, als nun wieder die Sonne schien und die Straßen wie blankgewaschen waren, kamen die Angestellten in die Stube, und sie bemerkten, wie Herr Neuroth, ihr Chef, Schreibzeug und Papier aus der Schublade nahm, als wolle er zu arbeiten beginnen, aber er ordnete sie gleich wieder ein, und sie begriffen das nicht.

„Ich gehe jetzt nach Hause, mir ist es nicht vom besten!“ erklärte er ihnen mit abweisender Miene. Sie sahen den ängstlichen Blick seiner Augen, das jenseitige, verstörte, fröstelnde Gesicht; das war alles recht ungewohnt an ihm.

„Ich lege dann die Eilsachen zurück bis morgen!“ meinte der zweite Beamte.

„Bis morgen?“ fragte Neuroth mit verirrter Stimme und fuhr sich über die Stirne. „Ach so, ja, bis morgen, gewiß!“

Dann verließ er das Amt, da stieg er die vierzig Stufen, über die er dreißig wohlbehütete, ungestörte Jahre lang gegangen war, viermal an jedem Tage, langsam hinunter, bei jedem Schritt einsinkend, als trübe er das Leid der ganzen Welt.

Ein paar Tage danach ist Herr Nikolaus Neuroth gestorben. Sein letztes Wort war eine Klage gegen jene dunkle Macht in der Welt, von der ihm dies seltsame und unverschuldete Los zuteil geworden war.

Lenne ist knappe sechs Jahre alt. Lenne kommt Ostern zur Schule und ist schon jetzt von diesem Problem stark in Anspruch genommen. Sie ist nicht auf den Kopf gefallen, sie weiß natürlich schon längst, wieviel zwei mal zwei macht, sie kann kleine Gedichte aufsagen und allerliebste Liederchen singen. Ein Wildfang ist Lenne obendrein und ein Schelm dazu. Ihren hoffnungslos in sie verliebten Vati „neckt“ Lenne bisweilen auf eine Manier, daß der stille Beobachter sich nur ins Häufchen lachen und vergnügt denken kann: „So ein Frauenzimmerchen!“

Lenne hat aber auch sinnige Neigungen und daß sie eine richtige, vollkommene Frau zu werden verspricht, das hat sie neulich glänzend unter Beweis gestellt. Neulich, als Tante Lisa mit Klaus zu Besuch da war. Klaus ist eineinhalb Jahre alt, Klaus füllt die Gegend im Handumdrehen mit Geträhl und umhergestreuten Spielsachen. Dazwischen macht er mit der Siegermiene eines Hans Albers seine noch ganz nagelneuen, selbständigen Schritte in der Gangart eines jungen Waschbärs.

Lennes Sympathie für Klaus liegt offen zutage. Sie betrachtet ihn entzückt mit schief gehaltenem Köpfcgen, sie hebt ihm unermüdlich die Bälle und Klöcher und sonstigen Siebensachen wieder auf, sie zeigt ihm Bilderbücher und freut sich grenzenlos, weil das unvernünftige Klümpchen alles, was mit vier Beinen hingemalt ist, mit ungeschwächter Begeisterung als: „Muumuh!“ bezeichnet.

Nur — Lenne will nicht dulden, daß Klaus zwischen durch immer das Bein der Nuppe Rosemarie in den Mund nimmt. Lenne ist, wie gesagt, sechs Jahre alt; Lenne kommt Ostern zur Schule und weiß natürlich genau, daß man die Neigung der Säuglinge, einfach alles in den Mund zu nehmen, beizzeiten bekämpfen muß.

Lenne kämpft mit Geduld und Milde. Lenne zieht ganz behutsam zum vierten Male das Lederbein aus dem kleinen Sabbermund und sagt sanft ablenkend dazu: „Sieh doch Kläuschen, sieh doch hier, ein Elefant!“

Aber Kläuschen wird es jetzt zu dumm.

Noch ehe Lenneleins milde Worte ganz verklungen sind, haut er ihr — batsch! — die fünf Wurfstiefel seiner rechten Hand ins Gesicht. Mitten hinein in das süße, hingebend ihm zugeneigte Gesichtchen.

Wir Großen sind einem Augenblick starr. Lenne ist auch einen Augenblick starr, aber dann zuckt es sehr bedenklich um ihren Mund, bis hinunter zu den schmalen rührenden Schultern verläuft dieses Zucken — dann stürzt die Lenne zu ihrer Mutti hinüber, legt den Kopf in deren Schoß und weint und weint.

Kläuschens Mama hat sich inzwischen von ihrem ersten Schrecken etwas erholt. Mit einem einzigen Satz ist sie neben ihrem ungeratenen Sohn und sagt ihm ganz gehörig die Meinung.

„Klaus,“ so schilt sie streng in dessen ahnungsloses und jetztund alle Zufriedenheit der Welt widerstrahlendes Gesicht hinein. „Klaus, wie darfst Du so ungezogen sein?“

„Die Lenne weint jetzt, siehst Du. Und sie hat doch vorher so lieb gespielt mit Dir. Pfui, Du böser, garstiger Junge Du!“

Klaus versteht natürlich kein Wort. Aber Klaus versteht den Ton. Sehr genau. Was zur Folge hat, daß der Übergang von der Verblüffung zum Losweinen sich jetzt bei ihm noch bedeutend schneller vollzieht als vorher bei der Lenne.

Indes nun, mit sehr lieblichen Händen, aber immer noch scheitend, die Mutter ihren Sohn zu sich emporhebt, löst sich drüben aus dem anderen Paar tröstender Hände Lennes nitidrasches Gesicht. Mit einem unbeschreiblich zarten Ausdruck wendet sie es dem Barbaren Klaus wieder zu und sagt dabei sanft bitternd zu seiner Gebärerin:

„Ach, laß man, Tante Lisa. Er hat das nicht böse gemeint.“

Und — nach einem Herabschlag Vorhalten, fügt sie eindringlich beschwörend, überzeugend hinzu:

„Er ist eben noch ein Kind . . .“